

Saale-Beitung.

(Der Vote für das Saalthal.)

Abonnement
Der Saale-Beitung 3 R., durch die Post bezogen 3 R. 60 Pf., monatlich 1 R. 20 Pf., vierteljährlich 3 R. 60 Pf., halbjährlich 7 R. 20 Pf., jährlich 14 R. 40 Pf., einschließlich Porto.
Bestellungen werden von allen Reichs-Postämtern angenommen.
Für die Redaktion verantwortlich: J. D. Dr. H. Koch in Halle.

Inserte
werden pro Spalte oder deren Raum mit 20 Pf. für Halle mit 1 Pf. berechnet und in der Expedition, von wo sie abgeholt werden, nach dem Maße der Anzeigen und allen Annoncen-Expositionen angenommen.
Reklamen pro Zeile 40 Pf.

Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage u. Feiertage

Köchelcher Jahrgang.

Nr. 52.

Halle a. d. Saale, Sonnabend den 1. März

1884.

Die Gemeindebesteuerung.

Man spricht viel von der Steuernoth der Gemeinden und zum Theil mit großem Recht. Es giebt allerdings im Osten eine große Anzahl von Landgemeinden, in denen von einem Steuernoth nicht anfangen die Rede sein kann, denn es werden Gebührgelder von den Einwohnern nur in verschwindend kleinen Mengen erhoben, da der Gemeindebedarf durch Naturalleistungen wie Spandienst und Botenlage vollständig befriedigt werden kann und die Schulpflicht nicht erheblich beigetragen hat. Die Einnahmen haben im Laufe der letzten Jahrzehnte durchweg ihren Haushalt sehr erheblich ausdehnen müssen, weil sie für gute Schulgebäude und Vernehmung der Lehrkräfte, für bessere Häuser und ausreichende Beleuchtung große Opfer gebracht haben. Wird hier auch über die Steuerlast ab und zu Klage geführt, so würden doch nur wenige Personen den Wunsch hegen, um den Preis in ihren Steuern erleichtert zu werden, daß die Kommune mit ihren Leistungen für das allgemeine Wohl wieder zurückgeht. Höllig unentragliche Zustände herrschen aber in einer Anzahl von Gemeinden, namentlich des Westens, mit industrieller und verkehrsreicher Bevölkerung, in denen die Zuschläge zur Einkommensteuer auf eine Höhe von 500 bis 600 Prozent, zum Theil noch höher gestiegen sind. Solche Erscheinungen bilden den einschüdernden Beweis, daß unser Gemeindefinanzwesen auf falschen Grundlagen beruht.

Die Steuernoth der Gemeinden ist es, welche der Regierung den Anstoß zu ihren Steuerreformplänen gegeben hat. Aber was die Regierung bisher gethan, hat in keiner Weise dazu beigetragen, die Lage der Gemeinden zu verbessern. Die Aufhebung der unteren Klassensteuern hat eher dazu beigetragen, die Lage der Gemeinden weiter zu verschlechtern. Indeß bleibt es den Gemeinden freigestellt, auch die von der Staatsteuer befreiten Personen zu den Gemeindefinanzherausgaben heranzuziehen, aber doch nur mit Sägen, welche gegen früher erheblich ermäßigt sind. Und die Regierung macht kein Hehl daraus, daß es ihre Plan für die Zukunft ist, diese Personen auch von den Gemeindefinanzherausgaben zu befreien. Die Steuerlast wird dadurch schwerer nicht allein für die Reichen, sondern für die Mittelschicht; ja alle die Personen, welche zu den oberen Schichten der Klassensteuer herangezogen werden, müssen die Erfahrung machen, daß sie an Stelle der Erleichterung, welche sie in den Staatsteuern genießen, eine Belastung in Gemeindefinanzherausgaben erleiden, welche nur um so schwerer wiegt.

Das letzte Heil, welches den Gemeinden von fern gezeigt wird, besteht darin, daß der Staat einen Theil der Ausgaben, welche bisher von den Gemeinden zu leisten waren, auf seine Schultern nehmen will. Der Staat soll zur Schulpflicht beitragen, die Armenlast der Gemeinden soll nicht allein durch die Ausbildung des Hilfsklassenwesens erleichtert werden, sondern selbst von einer Uebernahme der Armenpflege auf den Staat ist die Rede gewesen. Nicht minder hat man von der Uebertragung der Gemeinden in Beziehung auf ihre polizeilichen Aufgaben gesprochen. Alle Andeutungen dieser Art sind in manchen kommunalen Kreisen mit Befriedigung aufgenommen worden, aber in der Reihe von Jahren, in welcher nimmer schon von solchen Dingen gesprochen wird, ist die Erfüllung auch nicht um einen Schritt näher gerückt. Man weiß, mit welchen Schwierigkeiten das Schulnotengesetz, welches in den letzten Wochen wieder am Rande des Horizonts erschien, zu kämpfen hat. In nächsten denkwürdigen Jahren hat die Uebertragung immer mehr Boden gewonnen, daß solche Ziele vielleicht niemals zu errreichen sein werden, und daß, wenn sie

erreicht werden sollten, doch die Selbständigkeit der Landgemeinden stark leiden würde.

Nach unserer Auffassung liegt die eigentliche Quelle der bestehenden Uebelstände darin, daß die Gemeinden auf Zuschläge zu den Staatsteuern angewiesen sind. Dieses System ist nicht mit einer Menge von Fehlern befreit, und wenn die Steuerbeträge herabgesetzt werden, so werden die derselben anhaftenden Fehler, vergrößert. Dem Satz des Fürsten Bismarck, daß jeder Zuschlag zu der Grundsteuer, welche bemittelt auf die Schulden des Bestizers keine Rücksicht nimmt, eine Ungerechtigkeit ist, können wir uns nur einfach anschließen. In Beziehung auf die Gebührenerhebung liegt es ähnlich. Was man die Staatsgebührenerhebung von 4 Pro; noch für gerecht halten, so wird sie absolut drückend, wenn sie infolge des Kommunalzuschlages auf das Doppelte steigt. Obwohl die Grundsteuer wie die Gebührenerhebung für sich, um so schwerer Zuschläge zu tragen. Eine bewegliche Realsteuer, wie sie in England von den Gemeinden erhoben wird, kann sich viel leichter den Verhältnissen anschmiegen. Die Gewerbesteuer, deren Reformbedürftigkeit von allen Seiten anerkannt wird, ist eben so wenig geeignet, Zuschläge darauf zu legen.

Unserer Meinung nach kann den Gemeinden nur dadurch geholfen werden, daß man ein gewisses Gebiet abgrenzt, innerhalb dessen sie sich mit ihrem Steuerbedürfnis bewegen dürfen. Was eine bestimmte Grenzlinie zwischen dem Staat und dem Reiche gezogen ist und jedes von beiden sich auf seinem Gebiete frei bewegt und die Bedürfnisse des Reiches nicht durch Zuschläge zu den Staatsteuern oder durch Naturalbeiträge gedeckt werden, so müssen auch die Gemeinden Steuerquellen haben, auf welche der Staat keinen Anspruch erhebt. Professor Gneist, der dem Gebiete der Kommunalbesteuerung stets ein eingehendes Studium gewidmet hat, hat vor einigen Jahren darüber ein unterrichtendes Werk geschrieben, und vielleicht bleiben die Bemühungen der Regierung darum so unfruchtbar, weil sie von den tiefenbringenden sachlichen Ausführungen Gneists bisher so wenig Kenntniß genommen hat.

Politische Ueberfälle.

Die „Pall Mall Gazette“ erörtert in einem Leitartikel die Frage, in welcher Weise die zwischen Deutschland und Rußland neuerdings vollzogene Annäherung die ägyptische Frage beeinflussen dürfte. Das Blatt schreibt u. a.: „Dinge so langweilig zu sein, ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß der Einfluß ein guter sein wird. Unsere Hauptangewandtheit bildet Frankreich. Fürst Bismarck ist ein praktischer Mann. Irgend ein Zusammenstoß in Ägypten wird ihm missfallen; erstens weil der allgemeine Frieden dadurch gefährdet werden dürfte und zweitens weil eine Gelegenheit entstände, der sich zu bedienen Frankreich nicht zögern würde. Wenn daher Europa der Alternative gegenübergestellt würde, ob wir unsere Hände von Ägypten ganz abziehen oder für eine Reihe von Jahren dort die volle Verantwortung übernehmen sollten, so ist wenig Zweifel darüber vorhanden, auf welche Seite der deutsche Reichstanzler sich zeigen würde. Rußland hat bisher jedwede Bewegung in der Richtung einer Eingliederung Ägyptens entschieden beanstandet. Es hat stets den Plan einer Internationalisirung des Delas und des Sinais begehrt. Seine engere Bundesgenossenschaft mit Deutschland wird es entweder veranlassen seine Anschauungen über diesen Punkt den

Wünschen des Fürsten Bismarck unterzuordnen, in welchem Falle wir uns so leichter freie Hand erhalten dürften, oder es mag die deutsche Politik ein wenig in der Richtung der Internationalisirung Ägyptens ablenken. Das würde von gewissen Gesichtspunkten aus unglücklich sein, aber es würde uns über unsere Hauptangewandtheit hinwegsetzen. Frankreich dürfte es nicht lieben, den englischen Einfluß in Ägypten vergrößert zu sehen, selbst nicht für eine beschränkte Zeit; allein es würde lieber England allein in Ägypte herrschen sehen, als das Delta und den Kanal Europa, was, wie man in Paris sagt, Bismarck bedeutet, zu überantworten.“

Die italienische Deputirtenkammer hat am Donnerstag in gemeinsamer Abstimmung mit 143 gegen 135 Stimmen den Gesetzentwurf Accellis, betreffend die Reorganisation des höheren Unterrichts, endgültig angenommen. Infolge der geringen Majorität soll, wie unser römischer Korrespondent uns telegraphisch meldet, der Unterrichtsminister seine Entlassung eingereicht haben. Falls dies sich bestätigt, würde auch eine Nachricht der „Pallage“ viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß eine allgemeine Kabinettskrise bevorstehe. Man erinnere sich nur, daß Ministerpräsident Depretis bei der Beratung des in Rede stehenden Gesetzes wiederholt die Solidarität des Kabinetts betont hat.

Die Ägypten liegen heute folgende Nachrichten vor:
Kairo, 28. Febr. Zwei ägyptische Bataillone, deren Offiziere Engländer sind, sind heute früh nach Assuan abgegangen. Von General Graham sind keine weiteren Nachrichten eingegangen, bis auf ein Telegramm, in welchem er 73 Eingeborene als Führer verlangt zum Krieg der desertierten. An den General Graham sind Instruktionen gelangt worden, in welchen wiederholt wird, daß er Vollmacht habe, darüber zu entscheiden, ob der Vortritt gegen Foda und ein Engagement mit dem Feinde stattfinden solle oder nicht. Die englische Regierung überläßt dabei nicht die Wichtigkeit, die militärischen Operationen weiter auszubehnen, da dieselben überhaupt nur den Zweck hätten, Suchen gegen einen Angriff zu verhindern.

In der französischen Deputirtenkammer erwiderte am Donnerstag auf eine Anfrage des Deputirten Girard wegen der Striktbewegung im Departement de Nord der Arbeitsminister Roubaix, die Regierung könne nicht interveniren, die Verantwortung obzulegen führen aber fort, ihren Einfluß in verhältnißmäßiger Weise geltend zu machen. Vom Finanzminister Girard wurde das Budget eingeleitet. Die Handelskonvention mit Rußreich wurde genehmigt. Bei der Beratung derselben wurde von mehreren Seiten auf die Gefahren hingewiesen, die durch die freie Einfuhr von fremdem Vieh herbeigeführt werden könnten. Der Ministerpräsident Ferry und Lebaudy entgegneten, die Konvention lasse der französischen Regierung die Vermeidung des Prohibitivsystems beizubehalten oder zu modifiziren.

Eine Depesche aus Haiphong von Donnerstag meldet, eine am Zusammenstoß des Songoua und des Stromsinnelkanals gelegene Pflanze sei ohne Kampf von den französischen Truppen besetzt worden. — Der frühere französische Gesandte in China, Tricou, ist zum Commandeur des Ordens der Ehrenlegion ernannt worden. — Der „Temp“ veröffentlicht ein Telegramm aus Hongkong, nach welchem sich in Mac Nish 20,000 Chinesen befinden. Diese Truppenmacht soll alles kein, was China nach diplomatischen Anforderungen habe zusammenbringen können.

(Kleinere telegraphische Mittheilungen.)

London, 28. Febr. In dem Gedächtniß des Babuhois

Die Frau des Geizigen.

Roman von Faver Kiedel.

(Fortsetzung.)

Justin erbeute. Sein Inneres wurde von seltsamen Vorstellungen erfüllt bei dieser Erklärung des Letztgenannten. Er dachte aber weniger an Fräulein Laura Sternheim und an die Gefahren für den guten Ruf derselben, als an jene andere, die ihm noch immer theurer war als sein Leben, trotz der vielen Beweise von ihrer Falschheit und Nichtswürdigkeit. Würde er doch, daß die letztere Jibor Schlemmer nach seiner Flucht aus dem Gefängniß in Stein in ihrem Hause verborgen hätte. Und war nicht Gefahr für Marie Kronbach da, daß ihr Name in Verbindung mit dem des schändlichen Sträflings vor die Öffentlichkeit gebracht werden würde!

Steiner meinte weiter: „Ich frag' mich nur, was kann das reiche Fräulein da oben für Gründe haben, den schlechten Ruch zu unterstützen.“

Justin Franz grüßte die Schulten.
„Ich würde es mir auch nicht vorstellen“ sagte er. „Zu welchem Zweck könnte ein so wohlhabendes und feingebildetes Mädchen sich in Gemeinschaft mit einem Verbrecher einlassen? Ich möchte Ihnen hier nur die größte Vorsicht anrathen, Herr Steiner.“

„Um, das fällt' ich selber. Ihr Papa, Herr Sternheim, ist die Ehrenpflicht in Person.“

„Ich gestehe Ihnen offen, daß Sie auch mir einen großen Dienst erwiesen, wenn Sie Ihren Namen nicht mit dem Schlemmer's in Verbindung bringen. Es ist ja genug, wenn Sie den seltsamen, Geisteskranken nicht noch diese Nacht?“

„Morgen, in aller Gottesfrucht, wird er gepödt. Ich und zwei Kollegen werden das kleine Haus in Dittmarsh die ganze Nacht beschützen. Er kommt uns nicht mehr aus und ist tot; er hat uns Arbeit genug gemacht.“

„Es ist genug nur gerüdt. Aber es ist bitter kalt, die Luft weht hart hier von Rabenberge her und ich muß mir Bewegung machen. Gute Nacht, Steiner, und viel Glück zu Ihrem Geschäfte!“

„Gute Nacht, Herr Doktor, fürs Glück ist gerüdt.“

Justin Franz entfernte sich raschen Schrittes. Natürlich konnte er jetzt an ein Zusammentreffen mit Laura Sternheim gar nicht mehr denken. Er eilte rasch nach Hause, war aber so aufgeregt, daß er nicht wußte, was er beginnen sollte. In seinem Schreizeimmer saß er auf einem Lehnstuhl, und nervös und zitternd bemühte er sich nachzudenken.

Justin verabschiedete Schlemmer, und dennoch fühlte er ein Verlangen, diesen vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen, aber nur Marie's wegen. Wie schuldig diese auch sein mochte, er liebte sie dennoch. Er sagte sich, daß es Wahnsinn, Unvernunft, eine Schande für ihn und seine Stellung sei, aber seine Gefühle konnten er nicht aus dem Herzen reißen. Beide Hände auf seine Stirne gepreßt, dachte er nach, es war ihm, als hieße sein Gehirn.

Wählig sprang er auf, einen tiefen Seufzer ausstößend, und ließ seine Lampe hervor. Er sah, daß es 11 Uhr war. Noch ist es nicht spät! Er brachte er leise und transpirant hervor.

Wieder holte er dann tief Athem, und jetzt lautete Entschlossenheit auch in seinen Blicken. Er nahm seinen Oberrock und Stock und aus seinem Schreizeimmer einen Hauskoffer, und vorsichtig, langsam ging er, nachdem seine Lampe abgedreht, die finstere Etage hinauf. Er öffnete die Hausthür und trat hinaus in die stürmische Nacht. Dann schloß er von außen und eilte gegen die Stadt zu. Er war noch nicht weit gekommen, als er einen Comfortable einholte, der im Schritt langsam dahin fuhr.

„Fahr' mich?“ fragte der Kutsher mit heiserer Stimme, als Doktor Franz einen Blick auf das Gesicht warf.

„Praterstraße,“ war die kurze Antwort Justin's, der schon in den Wagen stieg. „Palast in der Nähe des Theaters,“ rief er, ehe er den Wagengißel zugeb.

Der Kutsher hieb auf seinen mächtigen Gaul los und dieser trabte mit Aufwendung seiner letzten Kräfte weiter.

Doktor Franz drückte sich in eine Ecke des Wagens. Sein Gemüthszustand war überaus erregt und dumpferoll. Die Zeit schien ihm endlos, während der Wagen seinem Ziele fuhr.

Er wußte nicht, wie es ihm möglich sein würde, sich so spät in der Nacht Marie Kronbach zu nähern.
„Ich muß sie warnen,“ war der Gedanke, der bei ihm jeden

anderen übermoog. „Es kann nichts wichtiger für sie sein, es zu wissen, auch wenn sie nichts mehr für ihn thun kann.“

Der arme Biederknecht! Er dachte gar nicht daran, daß er denselben falligen Schritt that, wegen dessen er Marie Kronbach so hart bekehrte. Hatte er sie doch nur deshalb verlassen, weil sie einem schändlichen Sträfling heimlichen Unterhalt gegeben. Und jetzt wollte er denselben schändlichen schenken vor den Händen der Gerechtigkeit um ihretwillen! Aber es war natürlich. Es konnte sie ja sonst Leid und schwerer Kummer, ja sogar Gefängnißstrafe treffen.

Der Wagen hielt endlich in der Nähe des Carl-Theaters, das längst geschlossen war und in stiller Nachtruhe lag.

Doktor Franz eilte in das neben dem Theater liegende Caffeehaus und schrie einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er aus seiner Brieftasche nahm. Dann kehrte er zu dem Kutsher zurück, begabte diesem die Fahrt und entließ ihn, worauf er selber in einer Gasse neben dem Theater verschwand.

Er wußte, wo Marie Kronbach sich aufhielt. Wohl stand er vor dem Raben des Erdobers Leoy Rosenstein. Zwei Fenster oberhalb derselben waren noch erleuchtet. Er hingelte stark aber es dauerte lange bis geöffnet wurde. Rosenstein war es selbst der öffnete.

„Hier eine Befehlung an Frau Kronbach,“ sprach er barsch, sehr eilig — angeblich zu lesen.“

Damit eilte er hinweg.

XXVIII.

Stetsame Geheimnisse.

Doktor Justin Franz war nach Hause zurückgekehrt und hatte einen großen Theil der noch übrigen Nacht in lebhaftem Ueberdruß und Aufregung zugebracht. Er wußte nicht was er von seiner Mittheilung an Marie Kronbach, rechte Wittne Kronbach, hoffen durfte. War es nicht noch möglich, inmitten der Nacht Schritte zu thun, um den schändlichen Schlemmer vor erneuter Verhaftung zu retten? Wie konnte sie es? Und wenn es ihr nicht gelang, was würden die Folgen der Besinnung des entwichenen Sträflings sein? Wenn er Mariens Namen durch seine Auslösen mit dem seltsamen in Verbindung brachte, konnte dann nicht auch Doktor Justin

